

*Tendenzen und Entwicklungen im gesellschaftlichen Leben unserer Zeit und ihre Bedeutung für die Ordensgemeinschaften**

Von Präsident Prälat Albert Stehlin, Freiburg

Wenn schon der griechische Philosoph Heraklit zu der Erkenntnis kam: „panta rhei“, alles ist im Fluß, dann gilt das von unserer heutigen Zeit in besonderer Weise: unsere ganze Welt ist in Bewegung geraten, es vollzieht sich ein Wandel auf allen Gebieten, und zwar mit einer geradezu beängstigenden Geschwindigkeit. Das betrifft nicht nur die äußeren Verhältnisse, etwa Wirtschaft und Technik, sondern ebenso die geistigen Bereiche: das Denken über die Welt und ihren Sinn, über den Menschen und sein Wesen. Unsere sozialen und politischen Ordnungsvorstellungen sind ebenso in diese Wandlungen einbezogen, wie etwa die Wissenschaft und die kulturellen Strukturen. Man kann wirklich sagen — und mit mehr Berechtigung als jemals früher: „panta rhei“, alles ist im Fluß.

Und auch die Kirche ist in einem Wandel begriffen — die Kirche, die doch am allermeisten bisher als Hort der Tradition, als Inbegriff eines „geschlossenen Systems“ empfunden wurde. Auch sie scheint im Aufbruch zu neuen Ufern zu sein. In einer bisher ungewohnten Weise hat die Kirche im II. Vatikanischen Konzil unternommen, einmal alle ihre Positionen — soweit diese nicht durch die Offenbarung festgelegt sind — wenigstens einmal theoretisch zu überprüfen und zu versuchen, in ihren Lebensformen den gewandelten Verhältnissen Rechnung zu tragen.

Der 80. Deutsche Katholikentag in Stuttgart hat zu seinem Leitwort erhalten: „Wandelt euch durch ein neues Denken“. Schon die Formulierung ist neu und kühn — viele hätten es früher nicht für möglich gehalten, daß ausgerechnet die Katholiken zum Denken, und dazu noch zu einem „neuen Denken“ aufgefordert würden...

Auch die Orden und Genossenschaften können sich und wollen sich dem nicht entziehen. Auch in ihrem Bereich werden die Entwicklungstendenzen, die für unsere heutige Gesellschaft typisch sind, sichtbar und bringen neue Probleme und Sorgen.

Es steht mir nicht zu, mich zu den inneren Strukturfragen oder den aszetischen Problemen zu äußern, die hier aufgebrochen sind. Ich darf aber wohl aus der Sicht des Deutschen Caritasverbandes, der in seinen vielen Einrichtungen pflegerischer und pädagogischer Art mit zahlreichen Genossenschaften in einer fruchtbaren Zusammenarbeit steht, einmal auf

* Das vorliegende Referat wurde anlässlich der Mitgliederversammlungen der Vereinigung Höherer Ordensoberinnen Deutschlands und der Vereinigung Deutscher Ordensoberen 1964 gehalten.

einige Entwicklungen hinweisen, die dabei sichtbar werden, und die nicht nur für die Caritas, sondern ebenso für die Orden (und nicht nur für die im engeren Sinne caritativ tätigen!) von Bedeutung sind.

I.

Lassen Sie mich ausgehen von der Tatsache, daß wir heute in einer sogenannten „pluralistischen Gesellschaft“ leben. Ich darf die Kenntnis dieses soziologischen Begriffes voraussetzen: während das Abendland bis zur Reformation eine gemeinsame und einheitliche weltanschauliche Grundlage im katholischen Glauben hatte, leben in unserer heutigen Gesellschaft eine Vielzahl von Gruppen unterschiedlicher Weltanschauung gleichberechtigt nebeneinander und können im Rahmen der demokratischen Ordnung ihre politischen, sozialen und religiösen Interessen frei betätigen. In einer solchen Gesellschaft kann keine Gruppe für sich eine bevorrechtete Stellung beanspruchen. Vielmehr herrscht in jeder Hinsicht das, was wir im ökonomischen Bereich als „freie Marktwirtschaft“ bezeichnen. Für die Kirche, die Jahrhunderte hindurch in der christlichen Gesellschaft eine privilegierte Stellung innehatte, und deren Denken und deren Lebensformen sehr stark von dieser Situation geprägt waren, bedeutete (und bedeutet noch!) dieser Übergang in die neue gesellschaftliche Situation des Pluralismus eine große Umstellung. Man muß fragen, ob die hierdurch erforderte Neuorientierung in allen Bereichen des kirchlichen Lebens schon vollzogen ist. Insbesondere wird dies zu fragen sein in bezug auf den Bereich der kirchlichen Orden und Genossenschaften.

Ich darf diese Problematik an einigen praktischen Beispielen aufzeigen.

1. Eine pluralistische Gesellschaft ist notwendigerweise eine Leistungsgesellschaft. Die einzelne Gruppe gilt in ihr so viel, als sie leistet. Das bedeutet für die Orden eine neue Situation. Früher galt die Ordensschwester schon etwas durch ihr Schwestersein. Es war — abgesehen etwa vom Sektor des Schulwesens — nicht ausschlaggebend, welchen beruflichen Ausbildungsweg sie durchlaufen und welche Examina sie abgelegt hatte. Heute muß auch die Ordensschwester, die in der Krankenpflege oder im Kindergarten tätig sein will, die entsprechende Ausbildung nachweisen. Die Qualifikation einer Novizenmeisterin konnte früher vielleicht allein auf asketischem Gebiet liegen — heute braucht sie, um ihre Aufgabe an den jungen Menschen erfüllen zu können, beste Allgemeinbildung, dazu pädagogische und psychologische Fähigkeiten. Früher konnte man darauf vertrauen, daß das Bewußtsein der Berufung und der vollen Zugehörigkeit zur Gemeinschaft genügte, um eine Schwester ihr Leben lang in einer einfachen Tätigkeit, zu der sie lediglich durch

Schulwissen und eine praktische Erfahrung befähigt war, zufrieden sein zu lassen. Heute bewirkt die allgemeine Wertschätzung einer Berufsausbildung und der Kontakt der Schwestern mit der Welt, daß jede junge Schwester mit der selbstverständlichen Erwartung kommt, eine solche Ausbildung — falls sie sie nicht schon mitbringt — im Orden zu erhalten und entsprechend eingesetzt zu werden. Der Orden wird das auch selbst wünschen, um der Gefahr vorzubeugen, daß eine Schwester sonst unsicher und dadurch schwierig würde.

Eine Folge dieser Situation des Pluralismus ist also, daß auch die Ordensschwester ein größeres Maß von Ausbildung und Fortbildung braucht. Fortbildung benötigen vor allem alle Führungskräfte — wobei es nicht nur um eigentliche berufliche Weiterbildung in dem jeweiligen Fachgebiet geht, sondern besonders auch um die Persönlichkeitsbildung, um die Befähigung zur Menschenführung, zur Repräsentation usw. (Generalvikar Teusch: „Die Oberin eines großen Krankenhauses muß heute eine vollendete Dame sein.“)

Die Dringlichkeit dieser Bildungsaufgaben wird noch dadurch verschärft, daß unsere Schwestern heute in ihren pädagogischen oder pflegerischen und wirtschaftlichen Aufgaben neben Laienkräften tätig sind und deren Konkurrenz bestehen müssen. Wenn in einem ordenseigenen Krankenhaus etwa durchgehalten werden soll, daß die Führungsposten immer in den Händen der Ordensschwestern liegen, denn ist das nur dann möglich, wenn sie gegenüber den neben ihnen tätigen Laienschwestern die besser qualifizierten sind. Nur so werden sie in solcher Position anerkannt werden können und ihr gewachsen sein. Dasselbe gilt für die Leiterin einer Schule mit weltlichen Lehrkräften, aber ebenso für eine Heimleiterin, eine Verwaltungs- oder Küchenleiterin.

Wenn wir nun — falls wir unsere Aufgabe weiter erfüllen wollen — eine größere Zahl bestausgebildeter Schwestern, darunter entsprechend viele mit akademischem Abschluß brauchen, dann begegnen wir hier aber einem Problem, das über unseren Bereich hinaus die Kirche überhaupt angeht. Lassen Sie mich aus einem Vortrag des Universitätsprofessors Dr. Görres-Mainz (der einzige deutsche Ordinarius für Psychotherapie) zitieren, den dieser bei der Zentralratstagung des Deutschen Caritasverbandes in diesem Frühjahr hielt: „Der hochw. Herr Bischof von Mainz sagte mir einmal: ‚Hochwürdigster Herr‘, wir können nichts machen, die katholischen Kinder sind einfach dümmer. Ist das eigentlich wahr?‘ Dann habe ich antworten müssen: ‚Nicht von Geburt an. Aber wir können nachweisen, daß im Bevölkerungsdurchschnitt das katholische Kind schon am Ende des 2. Lebensjahres meßbar, in Zahlen ausdrückbar, in seiner Initiative, in seiner motorischen Beweglichkeit, in seinem Mut, an neue Situationen heranzugehen, Risiken auf sich zu nehmen, also kurz: in allem

dem, was den Menschen zum leistenden Menschen macht, der einen Beitrag zur Gesellschaft gibt, schon am Ende des 2. Lebensjahres hinten dran ist. Das wird damit zusammenhängen, daß (unter anderen Faktoren) die katholische Mutter vergleichsweise ängstlich ist gegenüber einem initiativreichen Weltausgriff, gegenüber einer Expansion des Kindes. Sie fürchtet Fehlentwicklung im moralischen Sinn: Eigenwille, Aggressivität, mangelnde Bereitschaft zum Gehorsam u. a. mehr.“ (Prof. Görres hat einen Forschungsauftrag, der zu diesem Problem umfassende und exakte Grundlagen erbringen soll).

Das paßt aber zu einer anderen Beobachtung: Die Katholiken — ich meine jetzt in erster Linie die Akademiker — finden sich bei weitem nicht in einem dem katholischen Bevölkerungsanteil entsprechenden Maße in führenden Stellungen. Und weiter: sie fehlen insbesondere in den Berufen, die spezifisch zu dieser modernen Welt gehören. Der junge katholische Student wird Altphilologe und Jurist, Historiker, Mediziner, Theologe, d. h. er ergreift die Berufe, die es im Mittelalter schon gab. Aber er scheut die Berührung mit der neuen Welt, in der Initiative entwickelt werden, neue Gedanken gedacht werden müssen. Man vermißt ihn an den technischen Hochschulen, in der Atomforschung, in der Raumfahrt, der Kybernetik, im Fernsehen, in der Psychologie, überall dort, wo es um spezifisch moderne, der Zukunft zugewandte Dinge geht.

Es ist hier nicht der Ort, von den Gründen dieser Tatsache zu sprechen. Aber begegnen Sie ihr nicht auch (in entsprechender Weise) in Ihrem Bereich? Ist die Zusammensetzung der nachkommenden Schwesterngeneration vielleicht auch von daher bestimmt? Und andererseits: achten wir in der Erziehung in unseren Noviziaten darauf, daß sie einer solchen Fehlentwicklung bewußt entgegenarbeitet? Das sind interessante und lebenswichtige Fragen!

2. Eine andere Folgerscheinung aus der Tatsache des gesellschaftlichen Pluralismus ist, daß wir in einer sehr mobilen Gesellschaft leben. Der offene Leistungswettbewerb bewirkt — zusammen mit anderen Ursachen — daß unser gesellschaftliches Leben sich rasch verändert und weiter entwickelt. In rascher Folge wirken neue wissenschaftliche und technische Erkenntnisse sowie soziologische Veränderungen auf unsere Lebensformen ein. Wie weit gelingt es uns, mit dieser sich rasch wandelnden Welt Schritt zu halten?

Lassen Sie mich als Beispiel die Rationalisierung nennen, die für unsere Häuser auch aus wirtschaftlichen und personellen Gründen wichtig ist. Ich habe den Eindruck, daß in den von den Orden verantworteten Einrichtungen die Rationalisierung nur schleppend geschieht. Und zwar habe ich das Gefühl, daß hierfür nicht nur wirtschaftliche Gründe (etwa z. B. das Fehlen des für eine mutige Rationalisierung erforderli-

chen Kapitals) maßgebend sind, sondern auch tiefer liegende Gründe. Ich gebe gerne zu, daß wir manche sehr fortschrittliche Oberinnen haben, die am liebsten alle neuen Maschinen, die sie auf einer Ausstellung gesehen haben, sofort anschaffen möchten. Aber häufiger ist es doch so, daß es einiger Überredung bedarf, bis anstelle der auf dem Boden knienden und putzenden Schwester oder Schülerin ein entsprechendes Reinigungsaggregat angeschafft wird. Es braucht einiges, um einzusehen, daß es auch im Bereich unserer Einrichtungen und Anstalten wichtiger ist, menschliche Tätigkeit so weitgehend als möglich durch technische Einrichtungen zu ersetzen, selbst, wenn man sich dann einige andere Methoden einfallen lassen muß, Demut und Gehorsam einzuüben.

Weitere Erscheinungen dieser Mobilität sind die raschen Wandlungen des Geschmackes und des Stilgeföhles. Sie werfen nicht nur Probleme der Schwestertracht auf, sondern z. B. solche der Gestaltung unserer Wohn- und Arbeitsräume, der Gottesdiensträume, der Gottesdienstformen, der Formen des Gemeinschaftslebens, der Geselligkeit, der Erholung, der Hygiene, der Allgemeinbildung u. a. m. Überall ist alles in Bewegung geraten. Sicher sollen wir nicht jeder neu aufkommenden und vielleicht kurzlebigen Mode nachlaufen — aber ebenso falsch wäre, demgegenüber zu lange bei überkommenen und wirklich überholten Formen stehen zu bleiben. Ich muß mir versagen, hier auf Einzelheiten einzugehen.

II.

Mit der pluralistischen Gesellschaft hängt auch die Wandlung des Menschenbildes zusammen. Freilich geht es hier im Grunde um ein sehr wesentliches und in ganz anderen Tiefen wurzelndes Problem.

Es ist heute oft davon die Rede, daß anstelle einer von früher überkommenen sogenannten „patriarchalischen Ordnung“ mit starker Betonung der Autorität heute ein sogenanntes „partnerschaftliches Verhältnis“ treten müsse. Das hängt damit zusammen, daß ein theoretisch schon lange anerkanntes Prinzip, nämlich daß alle Menschen das gleiche Recht und die gleiche Würde besitzen, in unseren Tagen nun ernstlich konkrete Gestalt annimmt. Der in unserem Grundgesetz festgelegte Gleichheitsgrundsatz ist eigentlich ein zutiefst christliches Prinzip. Er ist aber gerade im kirchlichen Bereich vielfach noch nicht echt realisiert.

Denken wir etwa an die Frage der Zusammenarbeit von Ordensschwestern und Laien, von der schon kurz die Rede war. Im Lebensbereich des Ordenshauses gab es Laien früher nur in untergeordneten Stellungen, als Dienstboten, landwirtschaftliche Hilfskräfte, Heizer, Fuhrknechte. In ihrer sozialen Stellung in der Gemeinschaft waren sie eindeutig minderen Ranges. Von der Ordensgemeinschaft durch

die Klausur streng gemieden, selbst im Gotteshaus in fühlbarem Abstand waren sie zwar oft sehr gut behandelt — aber eben doch „behandelt“, Gegenstand von Wohlwollen und Barmherzigkeit, oft auch von echter Sorge — aber doch keineswegs als echte gleichberechtigte „Partner“ anerkannt. Sie gehörten zu den „Weltleuten“, denen gegenüber auch eine einfache Schwester ein (wenn auch nicht klar bewußtes, aber doch deutlich empfundenenes) Gefühl sozialer Überlegenheit hatte, das vielleicht zuweilen aus dem Standesbewußtsein des „Standes der Vollkommenheit“ abgeleitet war.

Die Hereinnahme von qualifizierten Laien als echte Mitarbeiter geschah nun in zunehmendem Maße aus Gründen äußerer Art: Rückgang der Schwesternzahl, Notwendigkeit der Beschäftigung von Fachkräften, die im Orden selbst nicht zur Verfügung standen (Handwerker, Pfleger, Laboranten u. a.). Aber nur langsam und oft genug noch in ungenügendem Maße wurde verstanden, daß diesen Laien nun auch eine echte menschliche Gleichberechtigung zugestanden werden muß; daß sie als „Partner“ auf gleicher Ebene angenommen werden müssen. So geschieht es z. B. noch, daß etwa in einem katholischen Krankenhaus die tägliche Teilnahme aller Ordensschwestern an der hl. Messe selbstverständlich ist und die Laien in dieser Zeit den Dienst übernehmen — während sie doch ebenfalls ein Recht darauf haben. Warum sollten nicht Ordensschwestern auch zuweilen zurücktreten und Dienst tun, um Laien die Mitfeier des hl. Opfers zu ermöglichen?

Aber die Schwierigkeit hat doch vielleicht noch tiefere Wurzeln, als nur ein Festhalten an überholten Vorstellungen. Es geht um die Frage, wie der Mensch grundsätzlich verstanden und gewertet wird. Zuweilen scheint es, als werde Ziel und Aufgabe des Menschen einseitig übernatürlich im Sinne der Gewinnung des persönlichen Heiles gesehen. So wie auf den alten Missionskreuzen der Pfarrkirchen stand: „Rette deine Seele“, so stand und steht noch weithin die Arbeit der Erziehung, der Bewahrung und Versorgung von Behinderten, die Pflege des Kranken und Alten einseitig unter diesem Gesichtspunkt. Wenn z. B. in unseren Heimen für schwachsinnige Kinder die Einführung moderner Therapien, die eine Weckung und Förderung von Restfunktionen erstreben, einem gewissen Widerstand bei den Pflegeschwestern begegnet, wenn in der Erziehung deutliche Vorbehalte gegen die Entfaltung von Initiative, gegen ein mutiges Sicheinlassen mit der Welt, gegen das Wachwerden des Körpergefühls und des Liebesbedürfnisses zu spüren sind, dann entsteht die Frage, ob das dahinter stehende Menschenbild in Ordnung ist. Ein Beispiel: in einem Nachbarland gibt es ein Säuglingsheim, von Ordensschwestern geleitet, in dem den Schwestern aus asketischen Gründen verboten ist, mit den Kindern zu spielen, ihnen Zärtlichkeiten zu erweisen, sie zu liebkosen. Sie sollen sie pflegerisch gut versor-

gen, aber sich persönlich in Distanz halten. Vermutlich fürchtet man, daß bei allzu engem Kontakt mütterliche Gefühle in den Schwestern wach werden, so daß der Nichtbesitz einiger Kinder zu Wünschen und Sehnsüchten führen und so die Jungfräulichkeit gefährden könnte. Und dies in einer Zeit, da die Kinderpsychologie nachweist, welche bleibenden Schäden aus einem Mangel an Liebe und Angenommensein in den ersten Lebensmonaten entstehen. Kein Wunder, daß in jedem Heim besonders viele und schwere Erscheinungen von Hospitalismus und Domestikationschäden festzustellen sind.

Hier ist zu prüfen, ob unsere Anthropologie, unsere Vorstellungen von der Aufgabe des Menschen in der Welt, von seiner Sendung in die Welt, seiner Kulturaufgabe, seinem Auftrag des Zeugnisses von der Welt usw. in Ordnung sind. Wir können nicht mehr „nach den alten Heften“ unterrichten. Vor den umwälzenden neuen Erkenntnissen der Psychologie und Anthropologie, aber auch der katholischen Ethik und Moraltheologie und der Pädagogik wird vieles, was im Noviziatsunterricht von früher und in unseren Gebräuchebüchern steht, einer ernstesten Überprüfung bedürfen. Erst aus einer solchen neuen und gewandelten Sicht des Menschen kann es gelingen, daß unsere Schwestern ihrer Aufgabe in der Welt und gegenüber den Menschen in einer unserer Zeit gemäßen Weise entsprechen. Man hat früher das Entscheidende des Ordensberufes in dem *exire e saeculo* gesehen. Wenn das von den beschaulichen Orden noch weithin im alten Sinne gelten kann — für jene, die in pädagogischen und pflegerischen Aufgaben stehen, kann das allein nicht mehr genügen. Sie müssen wissen, daß sie zwar für sich persönlich der „Welt“ im Sinne des johanneischen Weltbegriffs — entsagt haben, daß sie aber andererseits (nicht nur die Säkularinstitute, sondern auch die Orden und Kongregationen!) in die Welt gesandt, mit der Weltbegegnung beauftragt sind. Und zwar mit einer Begegnung mit den Menschen beauftragt, die diesen Menschen nicht „par distance“, mit den Fingerspitzen nur, sondern herzlich und voll bejahend annimmt. Die Menschen erwarten und ersehnen heute von uns eine „persönliche Begegnung“. Man nennt unsere heutige Gesellschaft oft eine „Massengesellschaft“ und will damit sagen, daß der einzelne in ihr zur Nummer, zum unpersönlichen Funktionsträger wird und in ihr aufgeht. Das ist in vieler Beziehung richtig. Aber zugleich spricht man von einem heraufkommenden „personalen Zeitalter“, in der Sozialarbeit steht obenan die „persönliche Hilfe“. Wenn nach dem BSHG § 1 Sinn und Aufgabe der Sozialhilfe ist, dem Hilfeempfänger ein Leben zu ermöglichen, „wie es der Würde des Menschen entspricht“, dann setzt das voraus, daß der Helfende — also eben auch die Schwester — ein unverkürztes und den Erkenntnissen unserer Zeit entsprechendes Bild vom Menschen selbst in sich trägt. Es kann kein größeres Bild vom Menschen geben, als es das Neue Testament zeichnet, wenn es sagt: „also hat Gott

die Welt geliebt, daß er seinen einzigen Sohn dahingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe.“ (Joh 3,16) Aber dieses christliche Bild von der Würde des Menschen muß in die Sprache unserer Zeit übersetzt und mit den Erkenntnissen unserer Zeit erfüllt werden. Es kann dadurch nicht größer werden — aber seine Größe kann neu und klarer dabei erkannt werden!

Weil wir den Menschen ernst nehmen, deshalb ist es uns wichtig, von der modernen Psychologie her das Kind in seinen Bedürfnissen zu verstehen, dem Heranwachsenden in seinen Spannungen und Schwierigkeiten gerecht zu werden; darum ist uns wichtig, was die Medizin über den Leib des Menschen erkennt und was sie an psychosomatischen Wechselwirkungen entdeckt hat; darum werden wir die alten Menschen nicht gönnerhaft als Opa und Oma — und damit als senile und vertrottelte, noch einmal zu Kindern gewordene Psychopathen behandeln, sondern sie unseren echten Respekt vor der Würde des Alters fühlen lassen...

Bitte denken Sie nicht, ich wüßte nicht oder würdigte nicht, was für eine Leistung an Sorge und Liebe, an Geduld und Opfern von Generationen von Schwestern in unseren pädagogischen und pflegerischen Einrichtungen erbracht wurde! Das alles hat seine Ehre, die ihm niemand nehmen darf. Und es geschah nach den Erkenntnissen und Einsichten jener Zeit. Aber eben darum darf es nicht passieren, daß wir in unseren Methoden und Verhaltensweisen nun bei etwas stehen bleiben, was vergangen und von dieser so schnell sich wandelnden Zeit überholt ist. Und auf keinem Gebiet hat sich eine so tiefe und grundlegende Wandlung vollzogen, als in den Erkenntnissen darüber, was der Mensch ist. Zu den Menschen sind wir gesandt — daß wir den Menschen gerecht werden, ist unsere Sendung von Gott.

Ein Beispiel für eine solche Neubestimmung in bezug auf die Würde des Menschen und seine Freiheit ist die Diskussion des Konzils über das Recht des Menschen auf Religionsfreiheit. Jahrhundertlang hat man in dieser Frage in der Kirche nur die objektive Seite, das Wahrheitsproblem, gesehen. Die Kirche wußte sich gesandt, den Menschen den wahren Glauben zu verkünden. Da der Mensch verpflichtet ist, Gott gehorsam zu sein, glaubte man, ihn auch zur Annahme der verkündeten Wahrheit nötigen zu sollen und den Irrtum, jedenfalls die Verteidigung des Irrtums nicht dulden zu dürfen. Aus dieser einseitig objektiven Sicht entstand eine kirchliche „Unduldsamkeit“, in der man versäumte, auch der persönlichen Gewissenssituation der Andersdenkenden gerecht zu werden. Die Vorlage über die Religionsfreiheit beim Konzil betont demgegenüber das Recht des Menschen auf Gewissensfreiheit, sie verurteilt jede Nötigung in religiösen Fragen und fordert, daß der Katholik auch beim subjektiv Irrenden das Recht auf freie Gewissensentscheidung respektiere.

Wer daran denkt, wie anders die Praxis der Kirche in früherer Zeit in dieser Beziehung war, und wie viele Relikte dessen bis heute existieren, begreift, welche Wandlung sich hier vollzieht. Vielleicht sollten wir auch in diesem Punkte überlegen, ob unsere aszetische Praxis in bezug auf das Gehorsamsgelübde nicht auch neu überdacht werden muß. Aber diese Frage liegt außerhalb meines Themas (s. „Herder-Korrespondenz“ Mai 1964).

Gestatten Sie mir zum Schluß, noch eine praktische Frage anzuschneiden, in der die ebengenannten Grundsätze eine Anwendung finden sollten. Eine der schwersten Sorgen für die Caritas ist heute die Sorge um die geistig Behinderten. Hier scheidet sich ja unser christliches Menschenbild am Deutlichsten von dem der „Welt“. In dieser versachlichten „von ökonomischen Gesichtspunkten“ bestimmten Welt gilt der Mensch soviel, als er leistet. Davon war schon zu Anfang die Rede. Eine Folgerung daraus ist aber, daß der nicht oder nicht mehr leistungsfähige Mensch nichts mehr gilt. Das äußerste Extrem dieser Denkweise war die nationalsozialistische Praxis, solchen Menschen das Lebensrecht zu verweigern. Das ist vorüber — nicht vorüber ist aber leider, daß man für solche nicht viel übrig hat. Die Bemühungen um die Rehabilitation von Körperbehinderten etwazielen wesentlich auf die Wiederherstellung ihrer Arbeitsfähigkeit und ihrer Wiedereingliederung in den Wirtschaftsprozess ab. Wo das aussichtslos ist, stehen nur geringere Möglichkeiten zur Verfügung. Erst recht trifft das zu für die geistig Behinderten. Ihnen kann mit den modernen medizinischen und psychotherapeutischen Methoden viel besser als früher geholfen werden. Aber was nützt das, wenn es an Menschen mangelt, die sich für solche Aufgaben zur Verfügung stellen? Die kirchlichen Genossenschaften dürfen mit Stolz sagen, daß sie hier durch Jahrhunderte eine treue und opfervolle Arbeit, besonders in der Schwachsinnigenfürsorge, geleistet haben. Heute wirkt sich der Nachwuchsmangel gerade hier beängstigend aus. Die Pflegeschwestern in unseren Schwachsinnigenheimen sind überlastet, es ist schon heute so, daß in manchen Häusern eine ausreichende gesundheitliche und pflegerische Versorgung nicht mehr gewährleistet ist. Dabei ist die Zahl der verfügbaren Plätze völlig unzureichend, so daß dringend zusätzliche Einrichtungen geschaffen werden müßten.

Die Personalfrage in solchen Einrichtungen ist besonders schwer, weil aus den genannten Gründen gerade für diese Tätigkeit besonders wenig Verständnis besteht. Hier meine ich nun, folgende Überlegung anregen zu sollen: Für fast alle anderen caritativen Aufgaben, wie Krankenpflege, Kindergarten, Kinderheime, Altenheime sind wesentliche Kräfte noch am ehesten zu gewinnen. Wenn für die Sorge für die geistig Behinderten niemand mehr zu finden ist — müßten wir dann nicht sagen: Wir, die Orden, wissen es, daß diese ebensolche menschliche Würde besitzen, wie alle anderen. Uns, denen solche Erkenntnis geschenkt ist, obliegt also

eine besondere Verantwortung, uns dieser Aufgabe anzunehmen. Ich weiß: Die Ordensobern können heute nicht mehr wie früher über ihre Schwestern einfach „verfügen“. Ich weiß auch, daß auch unsere jungen Schwestern Kinder ihrer Zeit sind und etwa für die Aufgaben der Entwicklungshilfe und der Missionen leichter zu begeistern sind als für Schwachsinnigenpflege — aber müßten wir nicht alles tun, um von unserem Menschenbild des Glaubens her hierfür Verständnis zu wecken und dieser Aufgabe einen Vorrang einzuräumen vor manchen anderen, „attraktiveren“ und „modernerer“ Aufgaben?

Ich darf abschließen. Ich habe versucht, Ihnen einige der Entwicklungstendenzen unserer Zeit aufzuzeigen und Ihnen einige Folgerungen zu nennen, die mir daraus sich für die Ordensgemeinschaften zu ergeben scheinen. In einer Zeit, in der so sehr „alles im Fluß“ zu sein scheint ist es uns eine Beruhigung zu wissen, daß unser Glaube, aber auch die Fundamente des christlichen Lebens in Gott gegründet sind, von dem der hl. Jakobus schreibt, daß „in ihm kein Wandel und kein Schatten von Veränderung ist“ (Jak 1, 17). Und wir dürfen bauen auf das Pauluswort: „Treu ist er, der euch berufen hat — er wird es erweisen“ (1 Thess 5,24). Das gibt uns Halt und Trost inmitten der Wirrnis der Zeit. Aber von daher wächst auch die Verantwortung aller Vorgesetzten, die ihrerseits Gottes Treue und Sorge für die Berufenen weitergeben und erweisen müssen. Sie bewährt sich darin, daß wir die Einheit in der Vielfalt der wechselnden Formen bewahren, ebenso aber diese Einheit eben dadurch sichern, daß wir in den Formen elastisch und dynamisch bleiben, um so nach bestem Können „allen alles zu werden“. Ich kann Ihnen, ehrwürdige Mütter, in diesen pfingstlichen Tagen nur wünschen und erbitten, daß der Hl. Geist Ihnen Führer und Anwalt dabei ist.